

Jörg Petruschat

Nichts Neues. Keine Zeit.
Einige Bemerkungen zu Gott und der Welt.

Oftmals ist das, was gesagt werden will und muss, nichts eigentlich Neues. Besteht die Sprache nicht aus Versatzstücken, die bekannt sind, oft auch aus Formulierungen und Argumentationen, die so oder ähnlich schon in anderen Texten stehen? Und was ist mit den Buchstaben, aus denen jedes Wort zusammengesetzt ist? Sind das nicht alles bekannte Elemente? Sind es nicht immer dieselben Zeichen, die auf Reihe gebracht und in Spalten geschossen werden? Kann man überhaupt etwas Neues tun oder sagen? Stellen Sie sich eine Bibliothek vor, die sehr groß, jedoch nicht unendlich groß ist. In den Regalen dieser Bibliothek stehen Bücher. Alle haben dasselbe Format. Jedes enthält dreihundert Seiten, jede Seite 30 Zeilen, jede Zeile 60 Anschläge. Sie nehmen das erste Buch aus dem obersten Fach des ersten Regals in die Hand und stellen fest: Es enthält nur den Buchstaben "A". Das daneben stehende Buch scheint sich von dem ersten nicht zu unterscheiden. Auch dieses besteht nur aus Sequenzen des Buchstabens "A". Wahllos greifen Sie zu einem der Bücher in einem anderen Regal. Auf den ersten Blick scheint auch dieses nur den Buchstaben "A" zu enthalten, bis Sie zufällig auf irgendeiner der Seiten ein eingesprengtes "B" entdecken. Einige Regale weiter erwartet Sie ein ähnliches Arrangement. Doch diesmal hat der Buchstabe "B" den Vorrang und sie entdecken ab und zu mal ein "R" oder auch ein "W". Etwas ratlos stellen Sie die Bücher zurück. Sie wechseln den Raum und auch gleich noch das Stockwerk, greifen wiederum nach einem Buch, und müssen feststellen, dass es diesmal zwar alle Buchstaben des Alphabetes und auch die Satzzeichen Komma, Punkt usw. enthält, aber in ihrem Chaos sind keine Sätze auszumachen. Zumindest nicht in Deutsch. Ab und an stehen diese Buchstaben in Kombinationen, die Ihnen einen Sinn zu machen scheinen. Da steht dann "ab" oder "oder" oder "Katze" oder auch "Hotzenblitz". Und dann geschieht es. Schlagartig wird Ihnen klar, was das für eine Bibliothek ist: Diese Bibliothek enthält alle Bücher, die mit den Buchstaben des Alphabetes auf dreihundert Seiten, jede mit dreißig Zeilen, jede mit sechzig Zeichen, geschrieben worden sind und auch all die, die gewissermaßen "noch geschrieben werden". Das ist ein ziemlich erschütternder Gedanke. Denn diese Bibliothek ist zwar sehr groß, aber eben nicht unendlich groß. Wenn Sie nur ein wenig suchen, dann werden Sie darin nicht nur die ersten dreihundert Seiten der Genesis, nicht nur "Axolotl" von Helene Hegemann, Sie werden auch Ihre eigene Biografie darin finden. Und zwar so, wie sich Ihr Leben tatsächlich zugetragen hat und noch bis zu Ihrem Tode zutragen wird. Diese Bibliothek dürfte aber auch ein Buch enthalten, das schildert, wie sich Ihr Leben zugetragen hätte, wenn Sie als Kind der Margarete nicht mit dem Schlitten ausgewichen, demzufolge nicht gegen den Baum gefahren, deshalb nicht ins Krankenhaus gebracht worden wären usw. - zumindest in einer Fassung, die auf dreihundert Seiten Platz findet.

Die Idee zu einer solchen Bibliothek habe ich von Jorge Luis Borges. Bei ihm ist diese Bibliothek allerdings nicht so begrenzt, sondern schrankenlos und periodisch und das Ganze drumherum ist sehr viel phantastischer angelegt als mein dürres Hardware-Szenario. Ich habe hier eine sehr eigene Fassung erzählt.

Gleichwohl ist eine solche Bibliothek nicht nur als ein Art Landkarte zu gebrauchen, auf der alles, was bereits geschehen ist, verzeichnet wird. Sie taugt auch ganz gut als ein Generator für Realität, ja, für alle möglichen Formen von Realität. Verrückt daran ist nur: Alles, woraus die Zukunft, die in den Bücher erzählt wird, zusammengesetzt ist, die Buchstaben und Satzzeichen, kennen wir bereits. Die Zukunft ist schon da. Es gibt nichts Neues. Was uns als "neu" erscheint ist nur eine Kombination uns bekannter Elemente, die wir bisher noch nicht entdeckt hatten.

Diese Vorstellung, die Welt sei nichts anderes als eine Bibliothek elementarer Module ist für viele ziemlich enttäuschend. Denn damit geht die alte und romantische Idee der Schöpfung, oder, wie wir heute sagen: der Kreativität verloren, die Idee, dass man, also zuvorderst wir Menschen, in der Lage seien, etwas, das es vorher nicht gab, irgendwie entstehen zu lassen. Mit dem Modell der Bibliothek im Kopf müssten wir einsehen, dass es eine Schöpfung aus dem Nichts nicht gibt. Wir müssten lernen anzuerkennen, dass das einzige, das wir schaffend vermögen, darin besteht, das, was bereits da ist, neu anzuordnen und dabei so zu tun, als wäre dieses Umordnen eine Sensation oder Überraschung. Kreativität wäre dann eine Mischung aus Ordnungspolitik und geschickt eingefädelter Inszenierung.

Andererseits hätten wir mit dem Modell der Bibliothek eine ziemlich gute Erklärung dafür, warum wir, wenn wir entwerfen oder dabei sind, etwas zu tun, von dem wir fest überzeugt sind, es werde etwas völlig Neues und Besonderes werden, das Internet meiden. Das Internet bringt sehr oft die Enttäuschung hervor, dass das, was wir gerade tun, nichts anderes ist, als das Aufdecken von etwas, das andernorts schon entdeckt oder aufgedeckt wurde. Das Internet und die Computer, auf denen es basiert, sind nicht so sehr verschieden von der babylonischen Bibliothek - abgesehen davon, dass ihr Basisrepertoire aus nur zwei Elementen besteht.

Bevor wir die Idee der Kreativität und der Schöpfung jedoch vorschnell verabschieden, sollten wir noch etwas an dieser Bibliotheksmetapher herum denken. Denn: Lesen zwei Personen dasselbe Buch, ist es für jede dieser Personen eben nicht dasselbe Buch. Jede der Personen bringt ihre eigenen Erfahrungen ins Spiel der Interpretation. Die Frage ist: Hat jede der Personen, die in die Lektüre des Buches, in die Ansicht eines Displays sich vertiefen etwas Neues kreierte?

Eine Antwort lautet: Nein, denn das, was diese Personen in die Interpretation einbringen, sind Erfahrungen, die diese Person bereits gemacht hat und das Ergebnis kann sehr gut als eine Kombination von Autorenerfahrung und Leserenerfahrungen beschrieben werden. Das Zueinander von Leser und Buch erscheint bloß als eine Anreicherung des Basisinventars, und, insofern auch die Interpretation in Buchstaben ausgedrückt werden kann, nur als eine platte Verdopplung der Vorlage, also als das Buch zum Buch.

Neurophysiologen, die sich auch etwas mit der Psychologie auskennen, bestätigen, dass wir, wenn wir glauben, etwas Neues entdeckt zu haben und wenn wir uns bemühen, es uns vorzustellen und auszudrücken, tatsächlich nichts Neues sagen können. Sie meinen: Alles, was wir uns vorstellen, können wir uns nur vorstellen, also auf die Bühne unseres Bewusstseins holen, weil und indem wir es aus den Formen vergangener Erfahrungen heraus bilden. Gegenwart, sagt Antonio Damasio, einer der großen Meister dieser Branche, sei erinnerte Vergangenheit. Und auch unsere gegenwärtigen Vorstellungen von einer noch unerreichten Zukunft machen da keine Ausnahme. Auch die Zukunft können wir nicht anders denken als in Gebilden der Vergangenheit, also in einer als vergangen erinnerten Gegenwart. Das Paradies ist uns Menschen nur so vorstellbar, wie es einmal war. Das ist sein Preis.

Andererseits müssen wir einräumen, dass es diese MacGyver-Typen gibt, die, sobald sie vor einem Abgrund und einem Schild "Hier geht es nicht weiter" stehen, erst so richtig in Fahrt kommen und Lösungen anbieten, die allen anderen völlig undenkbar schienen. Sie machen aus einer Lektüre tatsächlich etwas völlig anderes, etwas das noch nicht einmal der Autor sich hat vorstellen können.

Das Geheimnis der MacGyver-Performance beruht darauf, Elemente, die allen bekannt sind, zu ungewöhnlichen Aufgaben zu verwenden: Ein alter Wecker und ein Blutdruckmessgerät werden zu einem Lügendetektor, aus zwei Kerzenständern und einem Elektrokabel entsteht ein Defibrillator. Wir sind beeindruckt, wenn diese MacGyvers vor herunter tickenden Zeitzünder cool zu Büroklammern, Schweizermessern und Gafferband greifen, wenn ihnen tatsächlich immer wieder "etwas einfällt". Aber der Einfall ist eben nicht die ganze Geschichte.

Auf den ersten Blick ist dieser Einfall nichts anderes als ein Spezialfall der Bibliothek: Aus einem Repertoire an Elementen wird ein neues Arrangement kombiniert. Auf den ersten Blick gibt es also auch bei MacGyver nichts Neues. Andererseits dürfte auch bei diesem ersten Blick klar geworden sein, dass aus der Kombinatorik bekannter Elemente eine Wirksamkeit entsteht, die vorher nicht "da" war. Und ein zweiter, tiefer reichender Blick führt dann auf den kreativen Kern in MacGyvers Performance: Das, was vorher nicht "da" war, entsteht, indem MacGyver die Bedeutung der Dinge um ihn herum radikal negiert. Er vergisst, dass ein Kerzenhalter Kerzen hält. Er befreit die Form (und mit ihr einige Eigenschaften) aus dem vertrauten Kontext "Candlelightdinner", um sie in das etwas spröde Setting "Herzanimation" zu übertragen. Diese Dekontextualisierung und Befreiung der Form aus konventionellen Bedeutungszusammenhängen und ihr Übertrag in andere Situationen entfaltet die Lösungspotentiale für aktuelle Anspannungen von Lust oder Bedrängnis. MacGyvers Geheimnis ist die Fähigkeit, Formen zu isolieren, zu abstrahieren, zu entwenden und das heißt: Er beherrscht die Kunst, Zusammenhänge zu vergessen.

Und hier, in dieser Fähigkeit, der Form das Alte abstreifen zu können, selektiv und transpositiv tätig zu werden und nicht bloß kombinatorisch, übersteigen die MacGyvers die Bibliotheksmetapher. In der Bibliothek ist alles schon "da". MacGyvers Ausrüstung ist deutlich kleiner. Er kann "zaubern", er operiert mit dem kleinen überschaubaren Tornister seiner Erfahrungen, in denen eben nicht alles mögliche, sondern nur das gespeichert ist, das ihm schon einmal Erfolg und Erfüllung brachte und das ihm deshalb auch aktuell passend erscheint. Im Falle der Bibliothek, die alles Mögliche vorhält, sollten wir die Dimensionen bedenken: Unser Universum enthält - nach Schätzungen und soweit es sichtbar ist - etwa 2^{300} Atome. Die Anzahl möglicher Kombinationen in der Bibliothek, die ich mir hier begrenzt auf Bücher gleichen Formats zurecht gedacht habe, enthält mindestens 34^{1800} Möglichkeiten für nur eine Seite (rechnet man mit 26 Buchstaben, 7 Satzzeichen, einem Leerzeichen). Das heißt: Die Anzahl der Atome des Universums würde nicht im Ansatz hinreichen, damit auf jeder der durch Kombination gewonnenen Buchseiten wenigstens ein einzelnes Atom gelegt werden könnte. Wie gesagt, das sind die Möglichkeiten für EINE Seite. Dass die Bücher in der Bibliothek 300 Seiten umfassen, die ihrerseits mit und untereinander kombiniert werden können, ist dabei noch gar nicht eingerechnet.

Wir müssen einsehen, dass die Metapher von einer universalen Bibliothek bekannter Elemente zwar ein nettes Experiment in Gedanken ist, dass uns zu sagen erlaubt, es gäbe nichts Neues. Wir könnten auch sagen: Damit es nichts Neues gibt, wäre eine Bibliothek nötig, die die Möglichkeiten unseres Universums weit übersteigt. Wir lernen daran einerseits, dass das Universum offenbar nur EINE Möglichkeit verkörpert, universell zu sein, und wir lernen daran andererseits, dass die Idee, uns gelänge immer mal wieder etwas Neues, offenbar eine sehr menschliche Strategie ist, den Aufwand sehr großer Bibliotheken zu vermeiden. Um zu verstehen, wie wir Menschen dies Neue machen und warum das ein sehr viel effektiveres Verfahren ist, als das Herumirren zwischen endlosen Regalreihen, lohnt ein Blick in die Genesis. Der Liebe Gott, heißt es in ihr, habe für die Weltenschöpfung nur eine Woche gebraucht - Ruhezeiten eingerechnet. In dieser Genesis beginnt die entscheidende, also Differenz und Information erzeugende Phase mit der Einschaltung von Licht: "Es werde Licht! und es ward Licht." - übersetzte Luther aus den ihm zur

Verfügung stehenden Vorlagen. So trennt der Liebe Gott das Helle vom Finsternen und es entsteht das Tableau der Tagwerke, an denen die Schöpfung ins Einzelne und in die Differenz getrieben werden kann. Befreien wir diesen Bericht von der Bürde des Dokuments und lesen wir ihn etwas lockerer und also metaphorisch, dann stellen wir fest, dass das, was der Liebe Gott in den ersten sechs Tagen durchmachte, ein Prozess der Erleuchtung ist. Bevor der Liebe Gott ans Werk der Schöpfung ging, wurde ihm das, was er anhob zu tun, offenbar und klar. Deshalb spricht er vor jedem neuen Tag aus, was da gleich von ihm in Form gebracht werden soll oder er der Erde und dem Wasser selbstorganisierend überlässt. Kurz: Was er entwarf, das wurde ihm wortwörtlich bewusst. Schöpfung, so lernen wir, ist etwas, das vielleicht im Nebulösen stattfindet, wenn der Geist über den Wassern schwebt, aber Schöpfung ist eben auch etwas, das Fokus und Aufmerksamkeit erfordert.

Das hier Entscheidende besteht nun darin, dass diese Fokussierung eben nicht nur ein Betonen und Aufhellen, sondern eben auch ein Abdunkeln ist. Das war schon an MacGyvers Performance zu lernen. Auch Zauberer, die Meister der geschickten Inszenierung leben davon, die Aufmerksamkeit des Publikums abzulenken, Dunkles zu erzeugen, und es gehört zum Spiel dazu, dass alle im Saal eigentlich wissen, dass die Frau nicht zersägt wird und der Zylinder nicht die Mutter weisser Hasen ist.

In jedem Designer steckt ein wenig Gott, ein wenig MacGyver und ein wenig Zauberer. Auch beim Design kommt es zuerst darauf an, das Helle vom Dunklen zu trennen, einen Strich zu ziehen, wirksame Formen aus dem einen Kontext herauszuholen, um die Probleme einer anderen Konstellation aufzulösen und dabei das sich selbst zuschauende Ich etwas abzulenken vom eigentlichen Geschehen. Es ist dieses Vermögen, beim Entwerfen mit der Kritik zu beginnen, das der Disziplin den Namen gab: De-Sign. Es geht beim De-Sign gerade nicht darum, wie noch immer viele glauben, gleich los zu zeichnen, also das ganze Gestalten sofort mit etwas Positivem zu signieren. Das Geheimnis des De-Signs besteht zu allererst darin, den Zeichen, die bisher die Welt bedeutet haben, einige der alten Bedeutungen abzutrennen, um wieder verwendbare Formen zu gewinnen. Kritik kommt vom Griechischen "kreinen", das heißt "teilen", auch "urteilen". Um Neues zu schaffen müssen Formen aus ihren alten Kontexten erlöst und abgeteilt werden, sie müssen ins Dunkle, hinter den Vorhang, hinter die Bühne des Bewusstseins. Und zwar reichlich. Erst eine befreite Form kann transponiert, arrangiert und maskiert werden, damit sie im alltäglichen Theater ihre neue Rolle spielen kann.

Im kreativen Kontext erhält der Begriff der Aufmerksamkeit eine dialektische Qualität: die geistige Lichte kann nur einfallen auf die Bühne des Bewusstseins, wenn der Raum ringsum ins Dunkle sinkt.

Aufmerksamkeit im kreativen Tun heisst eben nicht nur, sich etwas zu merken, sondern auch, einige Markierungen von den Erfahrungen zu entfernen, damit sie neu verwendbar werden. Aber Vorsicht: Eine reine, um alle Bedeutung entleerte Form gibt es nicht. Ohne alle Eigenschaften wären sie auch wirkungslos.

Deshalb wäre es auch nicht so schlau, Formen bloß oberflächlich abzufischen und allen alten Kontext gnadenlos zu trashen. Die Verführung, die dunkle Seite nur als eine Art Recyclinganlage anzusehen, in der alle Bedeutungen bis zur Unkenntlichkeit zerpfückt werden, ist groß. Vielen erscheint das schlichte "Kannste vergessen!" als eine lebenserhaltene Maßnahme, um in den multiplen Datenströmen, von denen ihr Dasein abhängt, nicht unterzugehen. Sie täuschen sich damit. Denn einerseits ist ein bedeutungsloser Formensack eine irrixe Wunschfigur. Es gibt ihn nicht. Nie ist das, was in den Körper sinkt, ohne Spur und Signatur. Und andererseits ist der Glaube, man komme allein oberflächlich durchs Gestalterleben ein Raubbau an den Ressourcen, die am Grunde eines jeden Bewusstseins liegen. Wer sein formales Potential nicht zu rasch verbrennen will, der sollte für Nachschub sorgen und dafür, solche Formen hinter die Bühne des Bewusstseins zu schaffen, die gut sind für die wirklich wichtigen Geschichten. Dazu aber dürfen einem die Formen, die man ins Dunkle lässt, nicht völlig gleichgültig sein.

Dass man die Formen klandestin entwendet den Bedeutungen, an denen viele hängen, muss noch lange nicht heißen, ihnen all das zu nehmen, was einem selbst und einigen anderen wichtig ist.

Dabei kann es nützlich sein, die Aufmerksamkeit zu teilen. Nicht individuell, denn das geht, trotz aller Mythen vom Multitasking, im einzelnen nicht wirklich gut, sondern durch Gegenseitigkeit.

Wir haben keine Zeit, nur allein aufmerksam zu sein, denn das halten wir nicht lange durch.

Berlin, 15.02.2010

Jörg Petruschat (*1958) entwickelt Theorien zum Design, ist Herausgeber der Zeitschrift form+zweck, Professor für Kultur- und Zivilisationstheorie und für Geschichte der Gestaltung an der Fakultät für Design in Dresden, Leiter des Instituts für Innovation und Design, in dem er zur Zeit an Projekten zur gestischen Interaktion arbeitet. Demnächst erscheint "Ohne Vorbild. Einige Bemerkungen zum Hand haben." Er lebt und arbeitet in Berlin und Dresden (www.petruschat.com).